

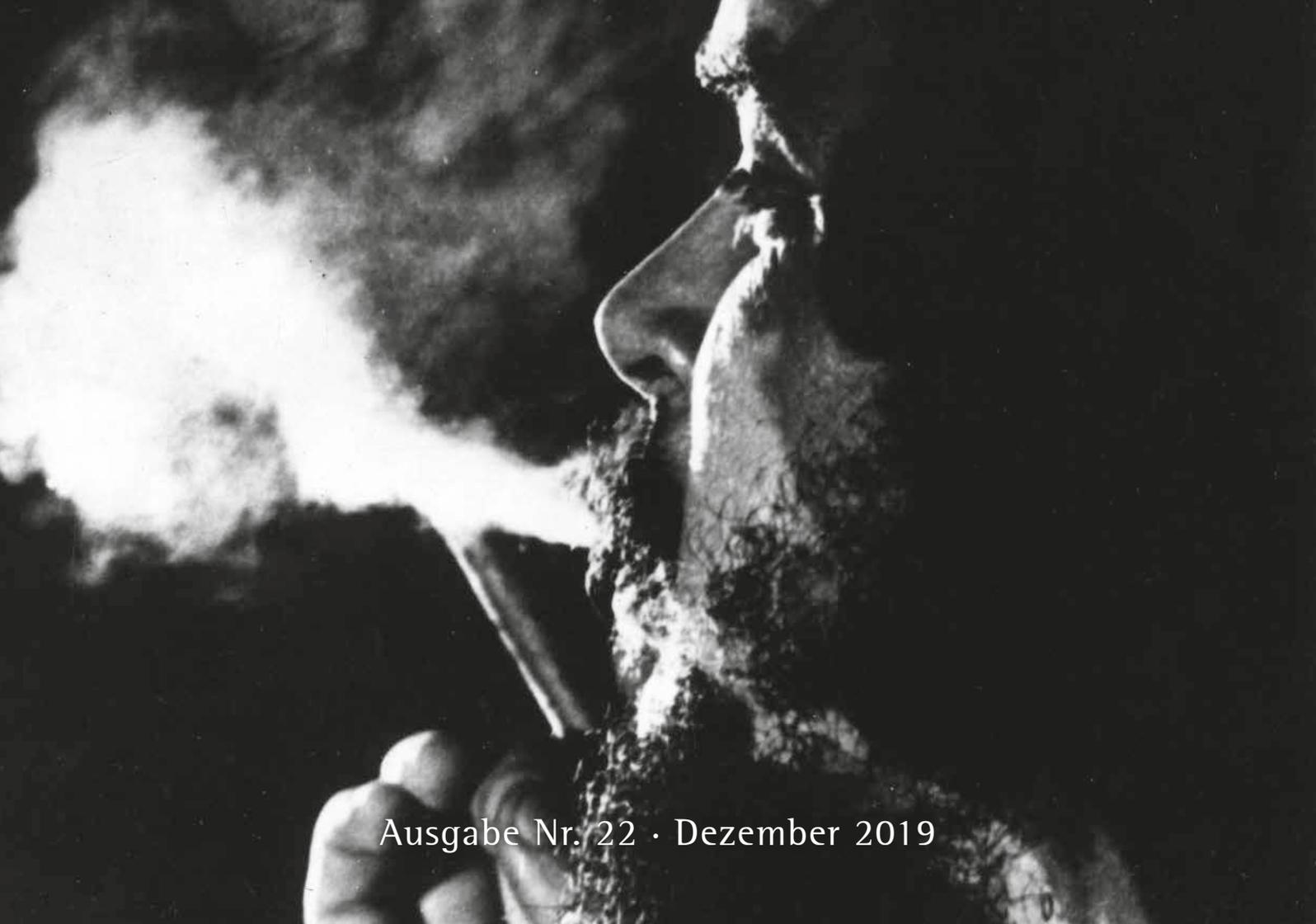


# Attersee Report

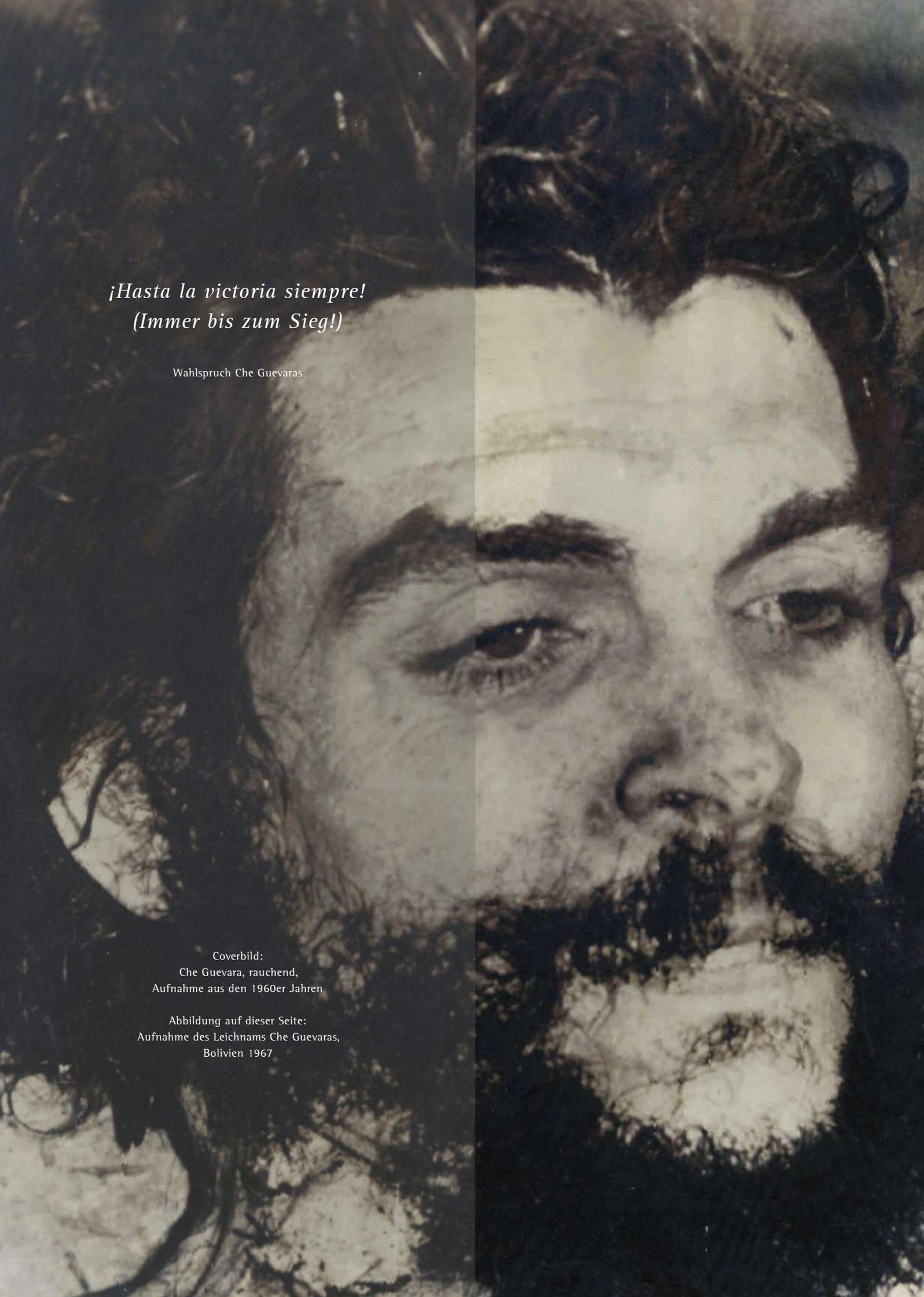
Che Guevara – Held und Narr

---

Jörg Sobolewski · Von einem ungläubigen Heiligen  
Julian Scherthner · Revolutionär, Massenmörder, Sexsymbol  
Walter Gehr · Kuba in der Welt  
Gerhard Rihl · Guerrillero heroico  
Lisa Licentia · Identitäre Revolutionäre



Ausgabe Nr. 22 · Dezember 2019



*¡Hasta la victoria siempre!  
(Immer bis zum Sieg!)*

Wahlspruch Che Guevaras

Coverbild:  
Che Guevara, rauchend,  
Aufnahme aus den 1960er Jahren

Abbildung auf dieser Seite:  
Aufnahme des Leichnams Che Guevaras,  
Bolivien 1967

# Vorwort

Sehr geehrte Damen und Herren!



In dieser Ausgabe beschäftigen wir uns mit *der* Ikone der Linken: Ernesto „Che“ Guevara. Ob sein Mythos so berechtigt ist wie allgemein vermutet, wird in den einzelnen Beiträgen hinterfragt. In der Tat haben einige historische Personen, die in diesem Heft beleuchtet werden, etwas gemeinsam: Sie alle starben einen gewaltsamen und frühen Tod, obgleich kein einziger von ihnen jemals materielle Not zu erleiden hatte. Im Gegenteil: Personen wie Giangiacomo Feltrinelli, Monika Ertl oder Che Guevara selbst waren allesamt materiell bestens abgesichert, als sie sich entschieden, Guerilleros zu werden.

Guevara gab sogar mehrmals materiell gesicherte Positionen auf, um weiterhin Revolution zu machen. Selbst als die kubanische Revolution erfolgreich gewesen und er zum Industrieminister und Notenbankchef ernannt worden war, wollte er sich mit dem Erreichten nicht zufriedengeben



und brach mit Fidel Castro. Letztlich verrecken er und eine Handvoll übriggebliebener Mitstreiter im Dschungel Boliviens – eine Biographie, die verdeutlicht, dass wir es hier nicht nur mit einem politischen, sondern vor allem mit einem psychologischen Erscheinungsbild zu tun haben. Guevaras Ende war eine absurde Mischung aus Dilettantismus und Überheblichkeit. Politisch etwas zum Positiven gewendet hat er zu keiner Zeit. Nicht in Kuba, nicht im Kongo und nicht in Bolivien.

Der Mythos „Che“ ist daher nicht seinen Leistungen zu Lebzeiten, sondern dem Umgang mit seiner Leiche geschuldet. Dass seine Ikone im Laufe der Zeit zu einer des ihm verhassten Kapitalismus mutierte, ist besonders pikant. Diesem Aspekt ist ein eigener Artikel gewidmet. Im Leben ein Narr – im Tod ein Held? Ob diese Hypothese zutrifft? Darüber zu urteilen sind unsere Leser eingeladen.

Herzlichst Ihr  
*ParlRat Mag. Norbert Nemeth*  
Herausgeber

# Inhalt



## Generalthema:

Der Partisan .....	6
Von einem ungläubigen Heiligen .....	8
Die Dämonen des Che Guevara .....	12
Die Theorie des Partisanen .....	18
Feind im Hinterland .....	22
Rache für den toten Gott .....	27
Götzendämmerung .....	29



## Österreich:

Revolutionär, Massenmörder, Sexsymbol .....	30
Die Macht des Bösen .....	35



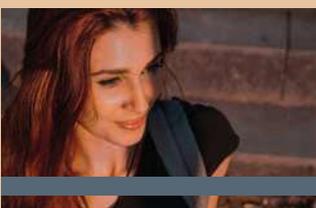
## International:

Kuba in der Welt .....	36
Miguel de Unamuno .....	43



## Feuilleton:

Guerrillero heroico .....	44
Hasta siempre, comandante .....	49



## Besprechungen:

Identitäre Revolutionäre .....	50
Im gallischen Dorf der Freiheit .....	57
Adharas Stimme .....	58
Impressum .....	59

# Editorial

Werte Leser!



Ernesto „Che“ Guevara ist der moderne Archetyp des ewigen Revolutionärs: jenes Menschenschlags, der nicht weiß, wann er gewonnen hat und wann genug genug ist. Der weitermacht, bis er das Rad der Fortuna ganz durchlaufen hat: die Herrschaft erringend, sich ihrer erfreuend, sie wieder verlierend, bis er zuletzt wieder ganz ohne Herrschaft ist. *Regnabo. Regno. Regnavi. Sum sine regno.*

Dass auf jede erfolgreiche Revolution eine re-konstituierende Phase folgen muss, in der sich die neue Politik institutionell einbettet, entsprach nicht Guevaras unruhigem Naturell. Er kämpfte immer weiter. Am Ende waren es daher gerade nicht Ikonen wie er, die linke Politiken langfristig umsetzten, sondern jene Leute, die die Bedeutung der Institution Staat erkannten und in seinen Hierarchien wirkten. Nicht den Che Guevaras und Rudi Dutschkes, sondern den Fidel Castros und Joschka Fischers fielen die Früchte zu.

Nun wird Revolution heute längst auch „von rechts“ gespielt. Wie zu erwarten, hat man aus der Geschichte wenig gelernt. Es wundert daher nicht, dass die reale politische Macht, die in Städten, Ländern, Nationalstaaten und Staatenbünden kulminiert, von diesen Revolutionären „von rechts“ mit durchaus verächtlichem Unterton als System der „Gebietskörperschaften“ abgetan wird – nicht anders als der Fuchs in der bekannten Fabel Äsops, der die wohl-schmeckenden, hochhängenden Trauben nicht erreichen kann, daraufhin naserümpfend meint, sie seien ja gar nicht reif, sondern sauer, und hungrig in den Wald zurückstapft. Sich die eigene Ohnmacht einzugestehen, fällt nicht nur Füchsen bekanntlich schwer.

Die eigentliche Kurzsichtigkeit jener Revolutionäre „von rechts“ besteht letztlich darin, das Wesen des Staates nicht zu begreifen. Denn der Staat ist nicht einfach eine Ansammlung von Verwaltungsbehörden. Schon in seinen Frühformen war er Wehr- und Kultgemeinschaft – und er ist durch die Jahrtausende stets mächtiger geworden. Es ist die sich im Staat verwirklichende Einheit von Ordnung und Ortung, die ein Volk in sein Recht setzt. Sie ist der Machtkörper, der das Politische überhaupt erst zur Gestalt bringt. Die Idee von Gruppen wie den *Identitären*, dass privates Engagement („Metapolitik“) die staatliche Gesellschaftsformung herausfordern könnte, ist leider sohin ganz lachhaft.

Denn nicht das metapolitische Bewusstsein formt das staatliche Sein, sondern das staatliche Sein formt das metapolitische Bewusstsein. Das haben die Linken begriffen, darum bedienen sie sich des Staates so vorzüglich. Und deshalb ist es auch ihr wichtigstes Bestreben, die Freiheitliche Partei von der Staatsmacht so fern wie nur möglich zu halten – was ihnen erneut gelungen ist. Warum sollte die Linke dieses Ziel mit allen Mitteln verfolgen, wenn der Staat wirklich „nur“ eine Gebietskörperschaft wäre?

Die Bedeutung des modernen Staates wurde von der Linken erkannt. Die Revolutionäre „von rechts“ dagegen streifen immer noch im Dschungel herum, wo Todesschreie ungehört verhallen und die Trauben der Macht unerreichbar weit weg sind. Ob sie je aus dem Schicksal Guevaras und anderer lernen, je aus dem Erfolg der Linken? Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Ihr Jörg Mayer, Chefredakteur

## Der Partisan



Wo der Krieg auf beiden Seiten als ein nichtdiskriminierender Krieg von Staat zu Staat geführt wird, ist der Partisan eine Randfigur, die den Rahmen des Krieges nicht sprengt und die Gesamtstruktur des politischen Vorgangs nicht verändert. Wird aber mit Kriminalisierungen des Kriegsgegners im ganzen gekämpft, wird der Krieg z.B. als Bürgerkrieg vom Klassenfeind gegen einen Klassenfeind geführt, ist sein Hauptziel die Beseitigung der Regierung des feindlichen Staates, dann wirkt sich die revolutionäre Sprengwirkung der Kriminalisierung des Feindes in der Weise aus, daß der Partisan zum wahren Helden des Krieges wird. Er vollstreckt das Todesurteil gegen den Verbrecher und riskiert seinerseits, als Verbrecher oder Schädling behandelt zu werden. Das ist die Logik eines Krieges der *justa causa* ohne Anerkennung eines *justus hostis*. Durch sie wird der revolutionäre Partisan zur eigentlichen Zentralfigur des Krieges. [... Er] riskiert nicht nur sein Leben, wie jeder reguläre Kombattant. Er weiß, und läßt es darauf ankommen, daß ihn der Feind außerhalb von Recht, Gesetz und Ehre stellt.

aus: Carl Schmitt, *Theorie des Partisanen*





# Generalthema

Che Guevara im Versteck der Guerilla  
in den Bergen der Sierra Maestra

# Von einem ungläubigen Heiligen

Von Jörg Sobolewski



Er ist *das* Gesicht der südamerikanischen Linken. Omnipräsent auf Fotografien, Bekleidung und Graffiti, eine Ikone des „sozialistischen Befreiungskampfes“ und ewig junges Gesicht einer alternden Bewegung. T-Shirts mit seinem Antlitz sind weltweit zu bekommen, und wem die Lektüre von Marx und Engels zu langwierig ist, der erwirbt ein Bild von ihm und lebt fortan auf der „Tango-side of communism“.

Sowohl an Guevaras Geburts- als auch an seiner Todestätte finden sich Schreine zu seinem Gedenken, hunderte Touristenführer begleiten tausende Rucksacktouristen aus der Ersten Welt zu Stationen aus seinem Leben. Sein Todestag wird weltweit feierlich begangen. Es fehlen lediglich weiße, rote und schwarze Roben seiner Anhänger – und das Abbild einer Kirche wäre perfekt.

Kind aus gutbürgerlichem Hause, kam Guevara bereits in seiner Kindheit mit der Ideenwelt der radikalen Linken in Kontakt. Das Elternhaus in der argentinischen Provinz Rosario wurde nach dem spanischen Bürgerkrieg Anlaufpunkt für viele Linksintellektuelle im Exil. Aufgrund seines Asthmas wohlbehütet aufgewachsen, ging Guevara den Weg seiner Standesgenossen im Argentinien zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts – einem Land, das dank der Regierung von Juan Domingo Perón als einziges der südamerikanischen Länder mit dem Lebensstandard westeuropäischer Länder mithalten konnte. Der Peronismus verband nationale mit sozialen Ansätzen und ähnelte in seiner Wirtschaftspolitik deutlich den europäischen faschistischen Systemen der Dreißiger-Jahre.

Sein großes Vorbild fand Guevara jedoch nicht in dem Militär Peron, sondern im Sowjetdiktator Stalin. Nach seinem Tod schrieb er an seine Tante, er habe vor einem Porträt Stalins geschworen, „*nicht eher zu ruhen, als bis die kapitalistischen Kraken be-*

*siegt seien*“. Briefe soll er bisweilen sogar als „Stalin II“ unterzeichnet haben. Seine Ruhe traf ihn dann doch eher als die „kapitalistischen Kraken“: Nachdem sein Revolutionsexport in Bolivien scheiterte, wurde er in einem kleinen Dorf an den Hängen der Andenkordillere von bolivianischen Sicherheitskräften erschossen. Nur ein Kommunist unter vielen, die auf dem Feld des Systemstreits ihr Grab finden, so könnte man meinen. Aber tatsächlich beginnt seine Geschichte erst richtig nach dem Tod. Das letzte Foto des Aufgebahrten – einem vom Kreuz abgenommenen Heiland ähnlich inszeniert – fand seinen Weg um die Welt und ist bis heute eines der bekanntesten Bilder des zwanzigsten Jahrhunderts.

## Der Heilige

Doch es war eine ältere Aufnahme, die ihn unsterblich machen sollte: „*Guerrillero heroico*“ – so benannte der Fotograf Alberto Korda seine Aufnahme von dem nachdenklichen Che mit Barrett auf dem Kopf, den Blick in eine unbestimmte Zukunft gerichtet. Die ausgelutschte Zuschreibung einer Ikonenqualität kann hier mit Fug und Recht gelten, denn diesen Che Guevara vergaß die Welt nicht. Kein anderer Säulenheiliger der Linken kann mit diesem Gesicht mithalten, weder Salvador Allende noch Thomas Sankara – von den Europäern Lenin und Stalin schon erst recht niemand. Was bei der



*Wenn sich Jesus mir in den Weg stellen würde,  
ich hätte ihn erschossen.*



Der Leichnam Che Guevaras wird in Vallegrande der Öffentlichkeit präsentiert, Oktober 1967

katholischen Kirche mindestens eines gewirkten Wunders und einiger Zeit bedarf, setzte beim letztlich erfolglosen Guevara sofort ein: die Selig- und Heiligsprechung durch seine Anhänger.

Nirgendwo wird das deutlicher als in dem Ort seiner Totenbahre, in Vallegrande. Hier ist seine weltliche Heiligsprechung bereits in das Zwielficht einer echt religiösen hinübergelitten. Wie selbstverständlich rufen die Gläubigen in der kleinen Kirche des Städtchens bei Krankheiten „San Ernesto“ an, sehr zum Unwillen des Priesters, dem aber nichts anderes übrigbleibt, als die Häresie seiner Schäfchen hinzunehmen. Die typisch katholische Bereitschaft, auch andere Quellen der Spiritualität auf-

zusaugen, wird hier bis zum Extremen überdehnt. Was für die Kirche ein Balanceakt ist, stellt für die Gläubigen nicht mehr dar als einen ganz normalen Vorgang. Wer auf Erden Übermenschliches tut, wird in ein göttliches Pantheon überführt – warum sollte dann also nicht ein kämpfender Arzt, den alle Welt verehrt, auch ein Heiliger sein? Man könnte es den letzten Triumph eines überzeugten Marxisten nennen, den ultimativen Sieg über eine Institution, die in der Geschichte wiederholt als maximaler Antagonist des Kommunismus aufgetreten ist. Damit würde man aber sowohl der katholischen Kirche in Südamerika, als auch dem lebendigen Guevara unrecht tun. Denn hier, auf dem Kontinent des magischen



Realismus, sind auch Kombinationen möglich, die anderswo nicht einmal denkbar wären.

So haben sich Kirche und Guevaras sozialistischer Befreiungskampf in Lateinamerika gegenseitig beeinflusst. Im Falle Guevaras schon vor seinem ersten Geburtstag durch die spezifisch katholische Prägung der argentinischen Gesellschaft. Denn das Land am Rio de la Plata nimmt für die katholische Kirche in Südamerika eine ungewöhnliche Stellung ein. Anders als im Rest des Kontinents fehlt der Kirche hier ein starker politischer Bündnispartner. Der eingangs erwähnte Peronismus hat die politische Landschaft in dem riesigen Land völlig anders gestaltet als in den Nachbarländern:

Die Linke in Argentinien hat die Konfrontation mit dem „Nationalen Sozialismus“ des Peronismus nur geschwächt überstanden. Nimmt sie in den anderen Ländern Südamerikas die Meinungsführerschaft bei sozialen Themen für sich in Anspruch, muss sie in Argentinien stets darum kämpfen, überhaupt wahrgenommen zu werden. Der klassischen Rechten blieb lediglich der Wirtschaftsliberalismus als Alleinstellungsmerkmal, von ihrem radikalen Ausfasern in rassistische Splittergruppen einmal abgesehen. Daraus ergab sich für den Klerus eine seltsame Zwitterstellung: In der Konfrontation mit dem populären Perón war kein Blumentopf zu gewinnen. Also suchte man den Weg der Kooperation.

Gleichzeitig war man aber geschmeidig genug, um diesen Weg auch unter der auf Perón folgenden Militärdiktatur weiterzugehen. Selbst in der darauffolgenden und bis heute andauernden Demokratie blieb die katholische Kirche stets auf der Seite der Machthabenden. Das hat im europäischen Vergleich zu einem Land geführt, dessen Bevölkerung stark von der katholischen Lehre geprägt ist, obwohl die überwiegend europäisch-stämmige Bevölkerung gleichzeitig einen der höchsten Anteile an Atheisten im kontinentalen Vergleich aufweist. Eine Folge davon ist unter anderem die strikteste Gesetzge-

bung zur Abtreibung. Argentinier bezeichnen das als „Katholizismus ohne Gott.“

Der junge Ernesto Guevara wuchs zwar in keinem religiösen Elternhaus auf, besuchte aber eine Jesuitenschule. Seine Mutter nahm ihn mit in den Gottesdienst, weniger des Glaubens wegen als vielmehr „aufgrund des Spektakels“. Sucht man nach christlichen Elementen in seinem Denken, wird man nur schwer fündig werden – sucht man aber in seiner Art, seinen Überzeugungen und seinem Handeln nach katholischen Elementen, sieht es schon anders aus. Das „Spektakel, die Inszenierung und die große Entrückung“ war schon zu Lebzeiten die Spezialität des „Commandante“: Als nach der kommunistischen Machtergreifung unter großem Jubel der Zuschauer eine weiße Taube auf die Schulter des Revolutionsführers Fidel Castro herabschwebte, hatte Guevara den Taubenzüchter organisiert.

### Der Friedensfürst

Che Guevara war Kommunist und damit Materialist, aber das auf eine ganz besonders entrückte Art: Er sah sich als eine Art Missionar des weltlichen Himmelreichs, des Himmelreichs der sozialistischen Freiheit und Brüderlichkeit. Ganz wie die katholischen Missionare auf ihrem Zug durch den riesigen Kontinent, sah auch er sein Leiden als Teil der Mission. Besonders das Asthma, das ihn seit Kindheit immer wieder in die Knie zwang, empfand er als wiederkehrende Prüfung.

Aber anders als die christlichen Märtyrer, die ohne Widerstand ihren schweren Weg ans Kreuz gehen, verlangte Guevara seinem ungeeigneten Körper immer wieder Kampfbereitschaft ab. Eine Art Heiland der Revolution – mit dem Karabiner im Einsatz für die sozialistische Weltrevolution. Seine Treue hatte er früh dem einzig wahren Oberhaupt seiner Kirche geschworen und nur Fidel Castro konnte für ihn diese Ersatzkirche anführen – ein tragischer Irrtum,



denn jener war wesentlich pragmatischer eingestellt als Guevara – und wie kirchliche Traditionalisten betrachtete dieser jeden Versuch einer Liberalisierung als Verrat an der reinen Lehre. Wenn Kuba kaum Arbeiter für eine Herrschaft des Industrieproletariats hatte, dann musste eben eine Schwerindustrie geschaffen werden. Kostete es auch die wettbewerbsfähige Zuckerindustrie.

Man sollte meinen, dass ein derart kompromissloser Marxist notgedrungen in Konflikt mit einer Kirche kommen muss, deren Lehre der seinigen entgegensteht. Tatsächlich hat die kubanische Revolutionsregierung auch einige kirchenfeindliche Gesetze erlassen. Von einer wirklichen Kirchenverfolgung mit Stumpf und Stil kann jedoch keine Rede sein. Letztlich fanden beide Seiten nach einiger Zeit einen Modus Operandi. Der Rückgang des Katholizismus in Kuba nach der Revolution wird wohl eher dem steigenden Bildungsniveau im Zuge der Schulreform zuzurechnen sein.

Wirklich interessant wird das Spannungsfeld zwischen Che und Kirche dagegen beim Blick in die Länder südlich der Karibik. Die Grundkonzepte der eingangs erwähnten Befreiungstheologie entstanden ab etwa 1960 aus der Selbstorganisation katholischer Gemeinden in Brasilien. Beeinflusst von der sozialistischen Klassentheorie, lösten sich einige Geistliche aus der engen Bindung zu staatlichen Autoritäten und propagierten eine Theologie der sozialistischen Befreiung. In der egalitären Gemeinschaft der Urchristen sahen sie ein Vorbild für sozialistische, selbstverwaltete Gemeinden. Wenig überraschend stieß diese neue Bewegung sowohl bei der Kirchenhierarchie als auch beim US-Amerikanischen Hegemon auf wenig Gegenliebe. Die Reagan-Regierung sah in der Befreiungstheologie sogar eine „Gefahr für die Interessen der USA in Südamerika“.

Trotz des Widerstandes erfreuten sich die von ihr beeinflussten Priester einer zunehmenden Beliebtheit auf dem Kontinent. Zum ersten, offenkundigen

Zusammenwirken zwischen linken Guerillas und Befreiungstheologen kam es in Kolumbien, wo der katholische Priester Camilo Torres Restrepo als „Priester mit Maschinengewehr“ zum ersten christlichen Märtyrer der kommunistischen ELN (Ejército de Liberación Nacional) wurde. Die ELN orientierte sich offen an der kubanischen Version des Befreiungskampfes. Von Havanna ideell und finanziell unterstützt, führt die Gruppe bis heute ihren Krieg im kolumbianischen Regenwald. Sie ist der langlebigste Revolutionsexport Kubas. Für Pater Camilo ging der Kampf jedoch früh zu Ende, er starb bei seinem ersten Feuergefecht mit der kolumbianischen Armee. Heute gilt er als „kolumbianischer Che“.

Auch in Mexiko und Ecuador kam es zu einer intensiven, gegenseitigen Befruchtung von Befreiungstheologie und linkem Widerstand. Die sich ebenfalls auf Guevara berufenden Zapatisten pflegen auf ihren Dörfern im Bundesstaat Chiapas eine enge Zusammenarbeit mit katholischen Geistlichen, von den Kirchenoberen geduldet und vom mexikanischen Staat zur Beruhigung der Situation hingenommen. In Paraguay wurde schließlich 2009 ein ehemaliger Priester der Bewegung zum Präsidenten gewählt. Mit dem Amtsantritt des „Jesuitenpapst“ Franziskus gelangte zuletzt ein Geistlicher mit offenen Sympathien für die Anliegen der Befreiungstheologen sogar ins höchste Kirchenamt.

Der Gewaltmensch Guevara hätte dafür vermutlich wenig mehr als ein spöttisches Lächeln gehabt: *„Wenn sich Jesus mir in den Weg stellen würde, ich hätte ihn erschossen“*, so ließ er sich zitieren. Eine ernstzunehmende Aussage, er war schließlich bekannt dafür, Todesurteile eigenhändig zu vollstrecken. Daran, dass sein Leben auch die Institution grundlegend verändert hat, die er Zeit seines Lebens ablehnte – daran kann auch er nichts ändern. „San Ernesto“ wird wohl auch weiter angerufen werden, von gläubigen katholischen Bolivianern wie von gläubigen linken Europäern.

# Die Dämonen des Che Guevara

Von Siegfried Waschnig



Vieles wurde schon geschrieben über Che Guevara, sein Leben und seine Kämpfe. Mindestens gleich viel wird die Doppelzüngigkeit jener diskutiert, die auf der einen Seite Aufklärung und Humanismus zu leben vorgeben und auf der anderen Seite die Verherrlichung Guevaras als Selbstverständlichkeit betrachten.

Doch fast unbekannt sind die Geister, die ihn beseelten, und noch weniger weiß man darüber, wie sie ihren Weg zu ihm fanden.

Guevara stammt aus einer angesehenen Familie. Sein Ururgroßvater war einer der reichsten Männer Südamerikas und zu seinen Vorfahren zählten spanische und irische Adelige. Zu Guevaras Jugendzeit hatte die Familie den Großteil des Vermögens bereits verloren. Dennoch waren die Guevaras in das gesellschaftliche Leben eingebunden. Sie hatten zwar kein Geld, aber einen Namen und das entsprechende Auftreten.<sup>1</sup> Guevara gehörte von Kindheit an „dazu“.

Einzig sein Asthma machte ihm zu schaffen, was ihn oft tagelang ans Bett fesselte, sodass er erst mit neun Jahren den Weg an eine reguläre Schule fand. Dort spielte Guevara unzählige Streiche, trank Tinte, aß während des Unterrichts Kreide, kletterte im Pausenhof auf Bäume, ließ sich von einer Brücke hängen, die sich über eine Schlucht spannte, und spielte mit einem Ziegenbock Torero. Er brauchte anscheinend das Publikum – vielleicht aus Übermut, vielleicht um das Stigma seiner Krankheit zu überspielen.

Seine Eltern waren „Antifaschisten“ und seine Mutter Celia durchbrach viele Tabus der damaligen Zeit. Wegen ihres gesellschaftlichen Status ließ man ihr die Verstöße gegen die Tradition durchgehen. Während dem jungen Ernesto das Elternhaus keine Grenzen setzte, hatte er Probleme sich zu beherrschen, fühlte sich zu Unrecht getadelt oder bestraft

und verlor immer wieder die Beherrschung. Sein Vater hielt seiner Mutter vor, von Natur aus unbesonnen und waghalsig zu sein, und machte ihr zum Vorwurf, das an ihren Sohn weitergegeben zu haben.

In ihrem Bekanntenkreis war Celia für ihr tiefes und echtes Mitgefühl anderen Menschen gegenüber bekannt. Eine Eigenschaft, die sich – liest man seine Tagebücher – auch in Guevara abzeichnete. Auf der einen Seite fand sich „El Loco“ (der Verrückte), der sich damit brüstete, wie selten er sich wusch, was ihm den Spitznamen „El Chanco“ (das Schwein) einbrachte. Und auf der anderen Seite war er der sensible jungen Mann, der auf seinen Reisen die ersten Begegnungen mit den Ungerechtigkeiten der Welt machte, die ihm – glaubt man seinen Aufzeichnungen – teilweise auch sehr zu schaffen machten. All das prägte den künftigen Massenmörder.

## Die Reise des jungen Che

Guevara zog es hinaus in die Welt – und so machte er sich im Jahr vor seinem Staatsexamen in Medizin mit seinem Freund Alberto auf, den amerikanischen Kontinent zu entdecken. Zum ersten Mal in seinem Leben erkannte er die krassen sozialen Unterschiede und sah mit eigenen Augen die er-



*Ich werde mit dem Volk sein, und ich weiß, ich werde mit dem  
Geheil eines Besessenen die Barrikaden oder Schützengräben stürmen,  
meine Waffe in Blut tauchen und, rasend vor Wut,  
jeden Besiegten, der mir in die Hände fällt, niedermetzeln.*



bärmlichen Lebensbedingungen der sozialen Randgruppen, der Wanderarbeiter, Leprapatienten, Häftlinge und Kranken. Das Kind, das „dazu“ gehörte, war zum ersten Mal konfrontiert mit der ungeschminkten Realität. So wurde er auf seiner Reise einmal zu einer alten Sterbenden gerufen, für die er als Mediziner nichts mehr tun konnte. Nach diesem Erlebnis war er überzeugt: *Hier, in den letzten Minuten jener Menschen, deren Horizont nicht über das Morgen hinausreicht, zeigt sich die Tragödie, die das Leben des Proletariats auf der ganzen Welt bestimmt; in den sterbenden Augen eine unterwürfige Abbitte und auch immer wieder ein verzweifertes Flehen um Trost, das in der Leere ebenso untergeht, wie ihre Körper schon bald in dem unermesslichen Elend um uns herum untergehen werden.*<sup>2</sup>

Auch die Begegnung mit einem Minenarbeiter und dessen Frau waren ein prägender Moment für Guevara. Das Paar hatte seine Kinder zurückgelassen, war auf der Suche nach Arbeit und wollte gerade zu den Schwefelminen in den Bergen. Der Minenarbeiter war Kommunist, just aus dem Gefängnis entlassen, wo er wegen eines Streiks inhaftiert gewesen war. Für Guevara war dieses in der Kälte zitternde Paar, das sich umschlungen hielt, die lebendige Verkörperung des Proletariats der Welt. *Sie besaßen nicht einmal eine erbärmliche Decke, um sich zu wärmen, und so gaben wir ihnen eine von unseren, und in die andere hüllten Alberto und ich uns*

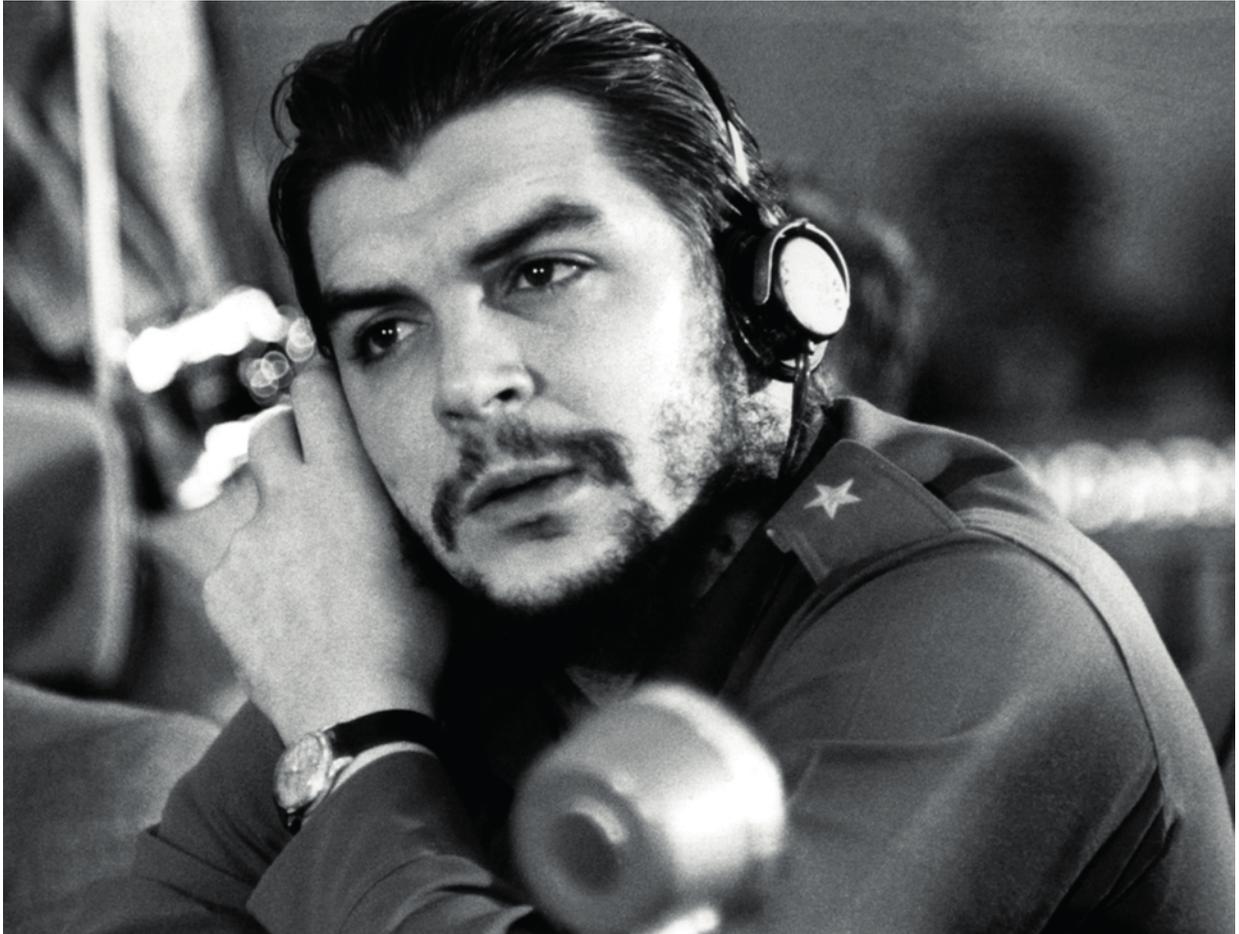


Der 22 jährige Ernesto „Che“ Guevara, fotografiert von seinem Vater, 1951

*so gut es ging ein*, schrieb er in sein Tagebuch. Er habe kaum jemals so gefroren und sich zugleich kaum jemals wieder so verbunden gefühlt wie mit diesen ihm fremden Menschen.<sup>3</sup>

Es gab noch Mitgefühl in seinem Herzen, doch immer häufiger dachte Guevara darüber nach, die Antwort auf all die Übel der Welt in der *roten Flamme* zu suchen, *die über der Welt schien*. Doch auch wenn vor seinen Augen eine Flamme brannte, in und um Guevara wurde es dunkler. Es dauerte nicht mehr lange, bis es endgültig aus ihm herausbrach, und wieder war es eine Begegnung, die ihn einen Schritt weiterführte: Guevaras Mutter Celia war Atheistin und hat auch ihren Sohn entsprechend erzogen. Obwohl sie eine katholische Mädchenschule besuchte, zeigte sie ihr Leben lang eine Neigung für spirituelle Dinge. Auch eines der einschneidendsten und prägendsten Erlebnisse Guevaras wies einen „okkulten“ Charakter auf. Das Aufeinandertreffen mit einem geheimnisvollen Mann veränderte ihn endgültig und glich einem dunklen Initiationsritus:

Es war Nacht und *wie Marmoradern durchzog das Sternenlicht den Himmel, und die Stille und die Kälte befreiten die Dunkelheit von allem Stofflichen*. Es schien für Guevara, als ob *alle feste Substanz sich im ätherischen Raum, der uns umgab, verflüchtigte, uns unserer Individualität beraubte und uns starr in die unermessliche Schwärze tauchte*. Das Gesicht des Geheimnisvollen, den er



Che Guevara bei einer Radioübertragung

nun auf seiner Reise traf, *verlor sich im Schatten, einzig das Funkeln seiner Augen und das Weiß seiner Vorderzähne traten hervor*. Guevara wusste in diesem Moment nicht, ob es die schaurig-schöne Atmosphäre der Nacht oder die Persönlichkeit des geheimnisvollen Mannes war, die ihn für die folgende Offenbarung empfänglich machte.<sup>4</sup>

Guevara lauschte dem Geheimnisvollen, während dieser ihm verkündete: *Die Zukunft gehört dem Volk, und es wird entweder nach und nach oder auf einen Schlag die Macht ergreifen, hier und auf der ganzen Welt. Leider aber muss es noch*

*zivilisiert werden, und dies kann nur geschehen, nachdem es die Macht ergriffen hat, nicht vorher. Zivilisiert wird es erst, wenn es den Preis seiner Fehler kennt, der schweren Fehler, die viele Unschuldige das Leben kosten werden. Alle, die sich nicht anpassen können, werden im Sterben die Mächte verfluchen, die wir unter größten Opfern zu entfesseln geholfen haben. Die Revolution nimmt uns das Leben und macht sich für die Jugend, die nach uns kommt, sogar das zunutze, was sie beispielhaft an unseren Taten empfindet.* Der Geheimnisvolle gab sich als Marxist zu erkennen



Che Guevara mit Camilo Cienfuegos

und prophezeite Guevara: *Du wirst mit geballter Faust und zusammengebissenen Zähnen sterben, als Ausdruck deines Hasses und deines Kampfes.*<sup>5</sup>

#### Guevaras Berufung

Guevara hatte seinen Offenbarungsmoment, sein revolutionärer Weg schien nun klar vor ihm zu liegen: *Der Geist des Bienenvolks spricht durch deinen Mund und regt sich in deinen Taten; du bist ebenso nützlich wie ich, doch du kennst nicht den Nutzen deiner Hilfe für die Gesellschaft, die dich opfert.*

Während er in das Gesicht des Geheimnisvollen sah, spürte er dessen Händedruck und hörte wie ein fernes Murmeln den zeremoniellen Abschiedsgruß. Die Nacht nahm ihn von Neuem gefangen und er verschmolz mit ihrem Wesen. Jetzt konnte Guevara mit Gewissheit sagen: *Ich werde mit dem Volk sein, und ich weiß, ich werde mit dem Geheul eines Besessenen die Barrikaden oder Schützengräben stürmen, meine Waffe in Blut tauchen und, rasend vor Wut, jeden Besiegten, der mir in die Hände fällt, niedermetzeln. Und ich sehe, wie ich, hingeopfert der jeden Willen gleichmachenden, echten Revolution,*

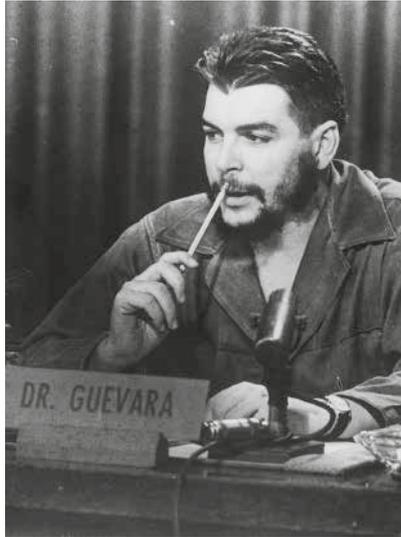


mit den beispielgebenden Worten „*mea culpa*“ auf den Lippen falle. Schon spannt sich mein Leib, bereit zur Schlacht, und ich mache mein Sein zu einem Tempel, damit in ihm mit neuen Erschütterungen und neuen Hoffnungen das Wolfsgeheul des siegreichen Proletariats widerhallt.<sup>6</sup>

Es klang wie ein Gelübde. Die Notizen, die dieses geheimnisvolle Aufeinandertreffen festhielten, wurden posthum von seiner Witwe veröffentlicht, obwohl Guevara sie bat, den Text nach seinem Tode zu vernichten.

Lange bevor seine Freunde und Bekannten davon erfuhren, fand Guevara durch diese dunkle Erweckung endgültig seinen Weg zum Marxismus – ab jetzt gab es für ihn keinen Weg mehr zurück ins Licht. Von nun an sog er alles über den Marxismus auf und las weitere Werke von Marx, Engels und Lenin. Bald kam auch die Zeit, seinen neu gefundenen „Glauben“ auf die Probe zu stellen. Es drängte ihn nach Guatemala, wo die CIA gegen Jacobo Árbenz Guzmán putschte, der die *United Fruit Company* enteignen wollte. Seiner Tante schrieb Guevara: *Ich hatte die Gelegenheit, das Reich der United Fruit Company zu durchqueren, was mich erneut überzeugte, wie schrecklich diese kapitalistische Krake ist.* Vor einem Bild des *alten und betraurten Genossen Stalin* schwor er, nicht eher zu ruhen, *bis diese kapitalistischen Kraken beseitigt sind.*<sup>7</sup>

Seinen Gedanken sollten Taten folgen. Als die ersten Bomben auf Guatemala-Stadt fielen, erlebte Che seine Feuertaufe. Bei dem *magischen Gefühl der Unverwundbarkeit*, das er empfand, als die Menschen durch die Straßen rannten, leckte er sich die Lippen. Die Gewalt faszinierte ihn. Viel-



Che Guevara bei einer Konferenz

leicht gab es noch Hoffnung für ihn und seine unzähligen Opfer, vielleicht kamen ihm auch Gedanken, aus dem Rebellenleben auszusteigen, als er seine Mutter von den Möglichkeiten in Guatemala wissen ließ: *In Guatemala könnte ich steinreich werden, wenn ich meinen Abschluss anerkennen lassen würde. Ich könnte eine Klinik eröffnen, mich auf Allergien spezialisieren.* Aber er war schon zu tief verstrickt in seinen vermeintlich vorgegebenen Weg: *Doch das wäre übelster Verrat an den bei-*

*den Ichs, die sich in meinem Inneren streiten: der Sozialist und der Reiselustige.*<sup>8</sup>

Was seine Mutter wohl empfunden haben mag, als sie wenige Monate später wieder einen Brief von ihm erhielt, mit den Worten: *Ich bin weder Christ noch Philanthrop, ich bin das Gegenteil eines Christen. Ich kämpfe mit allen mir zur Verfügung stehenden Waffen für die Dinge, an die ich glaube, und versuche, den anderen zur Strecke zu bringen.*<sup>9</sup> Hat die Atheistin in ihr gejubelt oder war die Sorge um ihr Kind und die Taten, die es mit dieser Einstellung begehen werde, doch größer? Vielleicht hatte auch bei ihr die Verblendung gesiegt. Guevara schien all das nicht zu kümmern. Er war sich gewiss, einer historischen Notwendigkeit zu folgen, und erhob sich zum Richter über seine Mitmenschen, die er von nun an in Freund und Feind einteilte. Wer nicht in dieses Raster passte, machte sich verdächtig. Schließlich war der Krieg sein Weg geworden. Er erwachte jeden Morgen mit der Bereitschaft, für dieses Ziel zu töten.

Guevaras Seele stumpfte ab. Seine Schilderungen über Exekutionen, die er persönlich durchgeführt-



te, deuten auf eine bemerkenswerte Unempfindlichkeit gegenüber Gewalt hin. Seine Brutalität brachte ihm den Ruf ein, Verletzungen der revolutionären Normen erbarmungslos zu ahnden. Hinrichtungen durch Erschießungskommandos sah er nicht nur als eine Notwendigkeit für das Volk, sondern auch als eine vom Volk auferlegte Verpflichtung an.

### Immer wieder: neue Menschen

Im Kampf der Revolution gab Guevara vor, eine neue Vorstellung vom Einzelnen zu erkennen. Auch er war einer, der die Zeit eines „neuen Menschen“ heranziehen sah. Er war sich sicher, dass nun eine „heroische Phase“ erreicht worden sei, als die Revolutionäre um die Aufgaben wetteiferten, welche *die größte Verantwortung und größten Gefahren mit sich brachten*. In der Haltung seiner Kämpfer wollte er den zukünftigen Menschen erkennen. Dieser entrichte regelmäßig seinen *Tribut an Opfern in dem Bewusstsein, durch die Genugtuung über die erfüllte Pflicht belohnt zu werden und gemeinsam dem neuen Menschen näher zu kommen, den man am Horizont gewahrt*.<sup>10</sup> In diesem



Che Guevara nach seiner Gefangennahme

*die restlichen 17, brachen bei spärlichem Mondschein auf. Der Marsch war sehr anstrengend, und wir hinterließen viele Spuren in der Schlucht, in der wir uns befanden*.<sup>12</sup> Spuren, die wohl sein Schicksal besiegelten. Es gibt verschiedene Aussagen zu den letzten Augenblicken Guevaras. Einige sagen, er habe sich am Boden gewunden und sich auf das Handgelenk gebissen, um nicht zu schreien, als eine tödliche Kugel ihn in die Brust traf und sich seine Lungen langsam mit Blut füllten.<sup>13</sup> In diesem Augenblick schien die Prophezeiung des geheimnisvollen Fremden, den er auf seiner Reise getroffen hatte, in Erfüllung zu gehen.

1 Anderson, Jon Lee: *Che. Die Biographie*, Berlin: Ullstein 2019, S. 20ff.  
 2 Ebd. S. 69  
 3 Ebd. S. 70ff..  
 4 Guevara, Ernesto Che: *The Motorcycle Diaries. Latinoamerica. Tagebuch einer Motorradreise 1951/52*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2018, S. 153  
 5 Anderson: *Che*, S. 106  
 6 Guevara: *Motorcycle Diaries*, S. 154ff.  
 7 Anderson: *Che*, S. 108

8 Guevara, Ernesto Che: *Das magische Gefühl, unverwundbar zu sein. Das Tagebuch der Lateinamerika-Reise 1953 – 1956*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2003, S. 135  
 9 Anderson: *Che*. S. 160  
 10 Ebd. S. 557f.  
 11 Ebd. S. 455.  
 12 Guevara, Ernesto Che: *Bolivianisches Tagebuch*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2008, S. 282.  
 13 Anderson: *Che*, S. 664.

# Die Theorie des Partisanen

Von Eike Dohr



Als „Zwischenbemerkung“ für alle, „die der schwierigen Diskussion des Begriffs des Politischen bisher mit Aufmerksamkeit gefolgt sind“, stellt Carl Schmitt mit bemerkenswerter Bescheidenheit seine *Theorie des Partisanen* im Vorwort seines 1963 veröffentlichten Werkes vor. Weit über diesen Anspruch hinausgehend eröffnet sich dem Leser auf den folgenden Seiten jedoch eine vom Zeitgeist geprägte Ausdifferenzierung des Begriffs des Politischen, die einen weiten historischen Bogen spannt.

Als Ausgangspunkt dient dabei der Guerillakrieg des spanischen Volkes ab 1808, in welchem Schmitt ein vorbürgerliches, vorindustrielles und vorkonventionelles Volk einer modernen, aus den Erfahrungen der französischen Revolution hervorgegangenen, gut organisierten, regulären Armee gegenübersteht. Im Gegensatz zum europäischen Kriegsrecht jener Zeit, das noch bis in den Ersten Weltkrieg hinein auf der Vorstellung von einem gehegten kontinentalen Landkrieg basiert und klare Unterscheidungen von Krieg und Frieden, von Kombattanten und Nichtkombattanten und von Feind und Verbrecher vornimmt, erblickt Schmitt im Partisanen eine Figur, die, verglichen mit den souveränen Trägern des *ius belli*, eine Sonderstellung einnimmt. Diese beruht zunächst primär auf dessen militärischem Vorgehen, ohne Rücksicht auf den regulären, ritterlichen Krieg mit offenen Waffen und Duellcharakter, aber auch auf dessen immer größer werdender politischen Relevanz als Protagonist der weltpolitischen Bühne. Dort kommen ihm die Hebung und klare Begrenzung des Krieges nicht zugute, da er selbst, im Namen des gerechten Krieges, revolutionäre Klassen- oder Rassenfeindschaften entfesselt und keinen Unterschied zwischen Feind und Verbrecher macht.

## Die vier charakteristischen Kennzeichen

Aus dem Bewusstsein des besonderen Charakters des Partisanen folgert Schmitt, dass nicht jeder Einzelgänger oder Nicht-Konformist als solcher be-

zeichnet werden kann. Es genügt nicht, als Individualist auf eigene Gefahr und eigene Rechnung für sich selbst zu kämpfen. Darum stellt er vier Anforderungen, um als Partisan zu gelten und Begriffsaufösungen in eine abstrakte Allgemeinheit zu verhindern:

*Irregularität:* Die Übertretung und Missachtung von Kriegs- und Kampfregeln hat es zu allen Zeiten der Menschheit gegeben, aber erst die umfassende moderne Regulierung im französischen Staat und in der französischen Armee durch Napoleon hat eine wirkliche Unterscheidung zwischen regulär und irregulär ermöglicht. Dabei bemisst sich der Grad der Irregularität indirekt proportional zur Kraft und Bedeutung des von Partisanen in Frage gestellten Regulären. Keineswegs sollte man aber der Versuchung erliegen, irregulär mit unorganisiert gleichzusetzen, denn es ist durchaus denkbar, dass eine revolutionäre Bewegung einer regulären Truppe in Fragen der Organisation überlegen ist. Die Irregularität des Partisanen bedeutet auch keineswegs dessen nationale oder internationale Isolation, denn er bleibt immer auf die Zusammenarbeit mit einer regulären Organisation angewiesen, woraus sich Sonderformen des Partisanentums, beispielsweise wenn eine keineswegs revolutionäre Regierung zur Verteidigung des nationalen Bodens gegen einen fremden Eroberer aufruft, ergeben.

*Gesteigerte Mobilität:* Eine Theorie des Partisanen war zunächst, solange der Partisan nur eine leichte Truppe im Sinne eines beweglichen Husaren oder eines Schützen war, nur aus kriegswissen-



*Irregularität, gesteigerte Mobilität,  
gesteigerte Intensität, tellurischer Charakter.*



schaftlicher Perspektive formulierbar. Zur Schlüsselfigur der Weltgeschichte und einer weiteren Analyse zugänglich wurde er erst durch den revolutionären Krieg und der damit einhergehenden technischen Entwicklung. Zwar unterliegen grundsätzlich sämtliche charakteristischen Kennzeichen des Partisanentums dem Einfluss des technischen Fortschritts, am unmittelbarsten wirkt sich dieser jedoch auf die Art der Kriegsführung aus. Unter gesteigerter Mobilität fasst Schmitt daher militärische Tugenden wie Beweglichkeit, Schnelligkeit und die Fähigkeit des überraschenden Wechsels von Angriff und Rückzug zusammen, die sich Partisanen, einhergehend mit der fortschreitenden Technisierung und Motorisierung im 20. Jahrhundert, zu eigen machten.

*Gesteigerte Intensität:* Um den Partisanen von anderen Kämpfern oder gar gemeinen Räubern oder Gewaltverbrechern zu unterscheiden, stellt Schmitt auf das Merkmal der gesteigerten Intensität ab, womit er den politischen Charakter gewichtet und das Wort Partisan auf dessen ursprünglichen, vom Begriff „Partei“ abgeleiteten Sinn zurückführt. Dieser politische Charakter des Partisanen bewirkt zumeist auch eine besonders starke Bindung, insbesondere in revolutionären Zeiten, zu einer politisch tätigen Partei oder Gruppe, was mit dem Grundgedanken Schmitts, dass der Krieg, als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, seinen Sinn in der Feindschaft hat, einhergeht. Ob diese Feindschaft gehegt und geregelt werden kann oder nicht, also relative oder absolute Feindschaft ist, entscheidet jeder Kriegsführende selbst. Aus der Perspektive eines Partisanen kann der Kalte Krieg daher eine Ausdrucksform der wirklichen Feindschaft sein, die jedoch ohne offen gewaltsame Mittel auskommt. Um dem Ausbruch einer wirklichen Feindschaft standhalten zu können, darf bei Bemühungen um eine Hegung oder Begrenzung des Krieges deswegen

nicht vergessen werden, dass der Sinn des Krieges erst von der Feindschaft gestiftet wird.

*Tellurischer Charakter:* Als letztes Merkmal bestimmt Schmitt den tellurischen Charakter und meint damit die grundsätzlich defensive Ausrichtung des Partisanen. Diese kann aber auch, zumindest teilweise, durch eine weltrevolutionäre oder eine technizistische Ideologie substituiert sein und mit einem dadurch geänderten Wesen des Partisanen einhergehen. Für jene Partisanen, die 1808 in Spanien kämpften, war es aber genauso klar wie für jene, die 1953 Fidel Castro folgten, dass die Verbindung mit dem Boden, mit der autochthonen Bevölkerung und der geographischen Eigenart des Landes, von Bedeutung ist. Der Partisan gewinnt aus diesem tellurischen Charakter unmittelbar Legitimität. Die jüngere Geschichte hat allerdings zunehmend Partisanen hervorgebracht, bei denen dieser Charakter schwächer ausgeprägt war und die sich darum, auf Kosten der Eigenständigkeit, mittelbar legitimieren mussten. Die grundsätzliche Defensive des Partisanen ist dabei einer aggressiven Stellung in globalen Konflikten gewichen. Gleichzeitig wurde er vom selbstständigen Akteur zum Werkzeug dritter Mächte. Ein solcher mächtiger Dritter sichert die notwendige Grundausstattung, von Waffen über Geld bis zu Medikamenten, aber vor allem jene Art politischer Anerkennung, die der irregulär kämpfende Partisan braucht, um nicht ins Unpolitische, also ins Kriminelle, abzusinken.

#### Die historische Entwicklung

In seiner Entwicklungsgeschichte des Partisanen zeichnet Schmitt die Entwicklung des Partisanen vom „defensiv-autochthonen Verteidiger der Heimat“ zum „weltaggressiven, revolutionären Aktivist“ nach und beobachtet dabei das Verhältnis des



*Die Partisanen, die von der kommunistischen Zentrale gesteuert waren, wurden zu Friedenskämpfern und ruhmreichen Helden; jene Partisanen, die sich dieser Steuerung entzogen, waren Feinde und anarchistisches Gesindel.*



Partisanen zu seinen Gegnern vom „konventionellen“ über den „wirklichen“ zum „absoluten Feind“.

*Die Entdeckung des Partisanentums:* Den juristischen Ausgangspunkt bildet für Schmitt das vom Monarchen Friedrich Wilhelm III. persönlich unterzeichnete preußische Edikt über den Landsturm vom 21. April 1813, welches jeden Staatsbürger verpflichtete, sich dem eindringenden Feind mit Waffen



Ein russischer Dorfpriester erhält die Medaille „Partisan des Vaterländischen Krieges“

aller Art zu widersetzen. Die besondere Bedeutung dieser Verordnung, die in dieser Form nur knapp drei Monate Bestand hatte, liegt darin, dass sie das erste offizielle Dokument einer Legitimierung des Partisanen zur nationalen Verteidigung ist. Schmitt spricht von einer Art „Magna Carta des Partisanentums“, in welcher der Widerstand zur Pflicht wird. Der Partisan blieb dadurch nicht länger eine Sache des einfachen Volkes, sondern wurde auch von den national gesinnten Berliner Vordenkern jener Zeit philosophisch entdeckt. Aus dem Partisanen, der im spanischen Guerillakrieg gegen Napoleon oder im Tiroler Aufstand von 1809 als Teil einer von religiösem Eifer getragenen, autochthonen Bewegung kämpfte, entwickelte sich so der Partisan zur „Figur des Weltgeistes“ von historischem Rang.

*Das Ende des gehegten Krieges:* Der Begriff des Politischen im 18. und 19. Jahrhundert gründete auf dem Staatsbegriff des europäischen Völkerrechts, welches den Krieg zum gehegten, reinen Staatenkrieg machte. Einhergehend mit der Beseitigung dieser Hegungen im 20. Jahrhundert durch

den revolutionären Parteienkrieg entwickelte sich auch der Partisan weiter. Zur Veranschaulichung beruft sich Schmitt auf Wladimir Iljitsch Lenin, der genau zwischen Krieg („Woina“) und Spiel („Igra“) unterschied. Unter Spiel verstand er den nach allgemein gültigen Regeln verlaufenden gehegten Krieg des klassischen europäischen Völkerrechts, der einen starken Duellcharakter hatte und jeder Kriegspartei die Satisfaktions-

fähigkeit zugestand. Krieg hingegen bedeutete für ihn die absolute Feindschaft. Als Leistung Lenins anerkennt er dabei, dass dieser den Partisanen als eine wichtige Figur des nationalen und des internationalen Bürgerkrieges begriff und ihn in ein wirksames Instrument der zentralen kommunistischen Parteileitung verwandelte. Die Partisanen, die von der kommunistischen Zentrale gesteuert waren, wurden zu Friedenskämpfern und ruhmreichen Helden; jene Partisanen, die sich dieser Steuerung entzogen, waren Feinde und anarchistisches Gesindel.

*Die Intensivierung der Feindschaft:* Einen weiterentwickelten Zugang zum Partisanentum fand Josef Stalin, indem er bewusst auf Partisanenkämpfer hinter den feindlichen Linien setzte und in der philosophischen Betrachtung den tellurischen Charakter enger mit der Klassenfeindschaft des internationalen Kommunismus verwob. In der Praxis setzte jedoch insbesondere Mao Tse-tung auf die tellurischen Eigenschaften des Partisanen. Während die russischen Bolschewisten vom nationalen Standpunkt her eine Minderheit unter Führung einer zum großen Teil



*Der Partisan kommuniziert inzwischen auch nicht mehr nur mit der unmittelbar vom Krieg betroffenen autochthonen Bevölkerung, sondern global über die neuen Medien mit der Weltbevölkerung.*



immigrierten Theoretikergruppe waren, kämpften Maos Kommunisten zwei Jahrzehnte lang auf chinesischem Boden in einem Partisanenkrieg gegen nationale Gegner und entwickelten so ein neues Verständnis des tellurischen Charakters. Parallel zur im Bürgerkrieg erwachsenen inneren Feindschaft hegten sie die Rassenfeindschaft gegen den weißen, kolonialen Ausbeuter, die Klassenfeindschaft gegen die kapitalistische Bourgeoisie und die nationale Feindschaft gegen den japanischen Eindringling. Diese vielschichtigen Feindschaften führten aber nicht zu einer Hemmung oder Relativierung, sondern bestätigten sich vielmehr gegenseitig und intensivierten die Lage.

*Der Soldat wird Partisan:* Mitte des 20. Jahrhunderts kam es zu einem weiteren Entwicklungsschritt: Der regulär kämpfende Soldat fand sich dauerhaft in Kriegen mit revolutionär und irregulär kämpfenden Feinden wieder. Schmitt erklärt am Beispiel von Raoul Salan, einem französischen General, der in zwei Weltkriegen, dem Indochinakrieg und dem Algerienkrieg für Frankreich kämpfte, was es bedeutet, der unerbittlichen Logik des Partisanenkrieges zu erliegen. Salan gründete 1961 die Organisation d'Armée Secrète (OAS), um für die territoriale Souveränität Frankreichs über Algerien zu kämpfen. Als der Offiziersputsch am 25. April 1961 zusammenbrach, versuchte die OAS mit planmäßigen Terroraktionen, sowohl gegen den algerischen Feind wie gegen die Zivilbevölkerung in Algier und in Frankreich selbst, gezielt Partisanenmethoden



General Raoul Salan and Prinz Savang in der laotischen Hauptstadt Luang Prabang

einzusetzen. Schmitt bezeichnet Salan daher als „symptomatische Erscheinung“ des Partisanentums, da er, um Partisanen zu bekämpfen, selbst zum Partisan wurde und sich schlussendlich sogar gegen seine eigene Regierung richtete.

Fazit

Gegenwärtig spielt der Partisan weltweit in Kriegen noch immer eine gewichtige Rolle. Am Bei-

spiel der Peschmerga im Bürgerkrieg Syriens zeigt sich, dass die Frage der Legitimierung – einerseits als autochthoner und in seinem Wesen defensiver Widerstandskämpfer, andererseits durch die Unterstützung interessierter Mächte um den Preis der Fremdbestimmung – noch immer aktuell ist. Zwar wird die Bindung des Partisanen an Dritte stärker, gleichzeitig erscheint es aber, als wären es eben diese Dritten, die den Kontakt zum Partisanen suchen und nicht umgekehrt. Der Partisan kommuniziert inzwischen auch nicht mehr nur mit der unmittelbar vom Krieg betroffenen autochthonen Bevölkerung, sondern global über die neuen Medien mit der Weltbevölkerung. Dieser durch den technischen Fortschritt entstandene digitale Raum ermöglicht aber nicht nur direkte Kommunikation, sondern bietet durch dessen zunehmende Regulierung Platz für Akteure, die auch dort irregulär und mit höchster Intensität agieren. Es scheint, als wäre die Geschichte der Partisanen noch nicht zu Ende erzählt und Carl Schmitts Theorie des Partisanen bliebe lebendig.

Lukas Mitteregger

# Feind im Hinterland

Der Partisanenkampf im  
Zweiten Weltkrieg und in Vietnam



Als Partisan wird der bewaffnete irreguläre Kämpfer einer Konfliktpartei bezeichnet. Der Begriff leitet sich vom italienischen Wort „Partigiano“ ab, was so viel wie „Parteigänger“ heißt. Partisanen sind kein Phänomen des 20. Jahrhunderts allein. Auch in vorherigen Konflikten gab es schon Truppen, die sich in der Art ihrer Kampfesführung kaum vom heute in unserer Gesellschaft vorherrschenden Bild des Partisanen unterschieden.

Eine größere Bedeutung gewann diese Art der Kriegsführung aber erst durch die Besetzung weiter Teile Europas durch deutsche Truppen während des Zweiten Weltkrieges: Durch die Niederlage ihrer Armeen oder – wie im Falle der Sowjetunion – das anfangs schnelle Vorrücken der feindlichen Truppen, sahen sich die Kämpfer gezwungen, in konspirativ agierenden Gruppen den Kampf gegen die Besatzungsmacht auf diese Weise weiterzuführen. Als die deutsche Wehrmacht im Zuge des *Unternehmens Barbarossa* in ihrer gewohnten Blitzkriegsstrategie schnell Geländegewinne verzeichnen konnte, wurde sie in manchen Regionen der Sowjetunion anfangs als Befreier gefeiert, so zum Beispiel in der Ukraine und im Baltikum. Im Zuge des schnellen Vorrückens bildeten einige versprengte Rotarmisten im rückwärtigen Gebiet der Front erste Widerstandszellen, die im Zuge der Rassenpolitik und dem zunehmend brutaler werdenden Vorgehen der deutschen Besatzer immer mehr Zuflucht bei der dort ansässigen Zivilbevölkerung finden konnten.

Nachdem es der sowjetischen Führung gelungen war, die Front zu stabilisieren, wurde im Mai 1942 der Zentrale Stab der sowjetischen Partisanenbewegung gebildet, dessen Aufgabe darin bestand, die Kämpfer in den rückwärtigen besetzten Gebieten sowohl logistisch zu unterstützen als auch

weltanschaulich zu indoktrinieren. Die Versorgung und Unterstützung der Kampfgruppen mit Waffen, Funkausrüstung und Politoffizieren fand dabei meistens aus der Luft statt. Hauptziele der Partisanen waren die Störung der Nachschubrouten, die Bindung von deutschen Einheiten im rückwärtigen Gebiet, die Aufklärung des rückwärtigen Gebietes für bevorstehende Offensiven, sowie das Einsickern von Agenten in von deutschen Truppen besetztes Territorium.

Von deutscher Seite wurde darauf mit der Aufstellung von sogenannten „Bandenkampfeinheiten“ reagiert, die durch Kollaborateure unterstützt wurden. Diese Einheiten wurden in Gebiete mit vermeintlicher oder tatsächlicher Partisanenaktivität geschickt, die von ihnen systematisch durchkämmt worden. Bei Verdacht oder Beweis auf Unterstützung von Partisanen durch die Bevölkerung wurde diese entweder ermordet oder zur Zwangsarbeit gezwungen. Wenn man als Beispiel die SS Sturmbrigade Dirlewanger heranzieht, die bis Dezember 1943 rund 15.000 getötete „Banditen“, 1.100 erbeutete Waffen und rund 90 Verluste zu verzeichnen hatte, so kann man feststellen, dass sich die Aktionen der Sturmbrigade vor allem gegen die Zivilbevölkerung und weniger gegen bewaffnete Gruppen richtete.

Durch diese Spirale der Gewalt kam es im Zuge des Krieges zur Entvölkerung ganzer Landstri-



*Man kämpfte in einem Land, dessen Bevölkerung durch jede Aktion der Besatzungstruppen immer mehr Sympathien für die Partisanen entwickelte.*



che – was sicherlich im Sinne der NS-Führung lag, da Reichsführer-SS Heinrich Himmler in einer Rede bereits vor Beginn des *Unternehmens Barbarossa* die Forderung aufgestellt hatte, dass der Zweck des Feldzuges gegen die Sowjetunion die Vernichtung von rund Dreißig Millionen Slawen sei. Bedingt durch diese Ausrottungs- und Umsiedlungspolitik schlossen sich immer mehr Menschen den



Exekution von Widerstandskämpfern, 1941

Partisanen an, sodass ihre Kampfkraft von anfangs einigen versprengten Rotarmisten auf schlussendlich rund eine Viertelmillion Kämpfer anwuchs, die in der Lage waren, die deutschen Truppen empfindlich in ihren Nachschubbewegungen zu behindern und immer mehr Einheiten hinter der Front zu binden. So gelang es Partisanenverbänden im rückwärtigen Gebiet der Heeresgruppe Mitte, vor Beginn der sowjetischen *Operation Bagration* im Juni 1944 durch die Sprengung von Eisenbahnlinien die deutsche Nachschubzufuhr für rund 48 Stunden vollständig zu unterbrechen, was sicherlich bedeutenden Anteil an der durch die *Operation Bagration* erfolgten Zerschlagung der Heeresgruppe Mitte hatte.

#### Partisanenkampf in Indochina

Bedingt durch die Erfolge sowjetischer und jugoslawischer Partisanen am europäischen Kriegsschauplatz und chinesischer, vietnamesischer und koreanischer Partisanen an der pazifischen Front, wurde in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg

im Zuge der Entkolonialisierung in bewaffneten Konflikten immer wieder auf diese Art der Kriegsführung zurückgegriffen. So sahen sich französische Truppen im Ersten Indochina-Krieg ähnlichen Schwierigkeiten wie einst die deutsche Wehrmacht gegenüber: Man kämpfte in einem Land, dessen Bevölkerung durch jede Aktion der Besatzungstruppen immer mehr Sympathien für

die Partisanen entwickelte.

Gerade Ho Chi Minh verstand es wie nur wenige andere, diese Art der Kriegsführung für sein Ziel, die Unabhängigkeit Vietnams, einzusetzen. Geprägt durch den Kampf gegen die japanische Besatzung und die Enttäuschung darüber, dass Vietnam nach Ende des Krieges nicht wie erhofft seine Unabhängigkeit von Frankreich erhalten hatte, entschloss er sich wieder für den bewaffneten Kampf. Unter dem Oberbefehl von Võ Nguyên Giáp wurden Kämpfer ausgehoben und rekrutiert, die in drei voneinander getrennten Truppenorganisationen zusammengefasst wurden. Die unterste Ebene bildeten Bauern und Arbeiter, die in der näheren Umgebung ihres Wohnortes Guerillia-Aktionen gegen Versorgungseinrichtungen sowie Sabotage und Feindaufklärung betrieben. Gestützt auf diese Partisanen wurden auf den zwei darüberliegenden Ebenen regional organisierte Soldaten, welche die Guerillias eng unterstützten, sowie leichte Infanterie, die ihre Befehle direkt vom Generalstab erhielt und ihr Einsatzgebiet in ganz Indochina hatte, aufgestellt. Verfügten die



Vietcong-Kämpfer beim überqueren eines Flusses, 1966

*Viet Minh* im Jahre 1945 über rund 31.000 Soldaten, konnte diese Zahl im Laufe des Krieges erheblich ausgebaut werden, sodass sich 1954 rund 161.000 reguläre Soldaten, 68.000 Regionaltruppen und 110.000 Guerillas im Kampf gegen die französische Besatzung den Truppen Ho Chi Minh's angeschlossen hatten.

Durch den Sieg Maos im chinesischen Bürgerkrieg erhielten die Vietnamesen ab 1949 auch Waffenlieferungen aus der Volksrepublik China, während Frankreich ab dieser Zeit Materiallieferungen aus US-Beständen bekam. Während die Franzosen ihre Verwaltungsstrukturen nur noch in den Städten wirklich aufrechterhalten konnten, bauten die *Viet Minh* im Laufe des Krieges eine eigene Staatsorganisation auf. Durch diese Strukturen gelang es, sowohl den Nachschub aufrechtzuerhalten, als auch die Bevölkerung an sich zu binden. Gestärkt durch die Militärhilfe der Volksrepublik China versuchten die *Viet Minh* schließlich 1951 mit regulären Trup-

pen in das Hanoi-Delta einzumarschieren, konnten dort allerdings von den französischen Truppen zurückgeschlagen werden. Bedingt durch diese Niederlage konzentrierte man sich wieder auf Partisanenaktionen in einem Abnutzungskrieg. Auch in den Folgejahren kam es immer wieder zu Versuchen, die Franzosen in einer offenen Feldschlacht zu besiegen, und damit zu Niederlagen der *Viet Minh*.

Erst um 1954 kam die Wende. Bei der Schlacht um Diên Biên Phủ gelang es den *Viet Minh* erstmals, den Franzosen eine vernichtende Niederlage zuzufügen. Dies glückte ihnen dadurch, dass sie unbemerkt von der französischen Aufklärung schwere Artillerie durch unwegsames Gelände in die Schussweite des Stützpunktes Diên Biên Phủ brachten und die Franzosen von jeglicher Versorgung abschnitten. Durch den Einsatz von französischen Fallschirmjägern wurde zwar ein Entlastungsangriff durchgeführt, allerdings konnte die Niederlage nicht mehr abgewendet werden. Als Folge dessen wurde Süd-



US-Truppen brennen eine Vietcong-Basis nieder, 1968

ostasien, darunter auch Vietnam, auf der Indochina-konferenz von den Franzosen in die Unabhängigkeit entlassen und ähnlich wie Korea zuvor in zwei Teile aufgeteilt: einen kommunistischen Norden und einen unter Einfluss des Westens stehenden Südens.

#### Stellvertreterkrieg der Weltmächte

Vor allem die USA befürchteten durch diesen neu entstandenen kommunistischen Staat einen Domino-Effekt, der auf ganz Südostasien übergreifen könnte, und begannen aus diesen Überlegungen heraus den Süden wirtschaftlich und militärisch zu unterstützen. Bedingt durch Fluchtbewegungen aus Nord- nach Südvietnam und durch immer offensichtlichere diktatorische Züge der südvietnamesischen Regierung, kam es ab 1956 durch im Süden zurückgebliebene *Viet Minh* zur Bildung einer neuen Guerillabewegung, die ab 1959 durch aus dem Norden über den später sogenannten Ho-Chi-Minh-

Pfad einsickernde Partisanen unterstützt wurde und gegen die Vertreter des Regimes Aktionen durchführte. Aufgrund dieser Attentate und der dadurch ausgelösten Repressionen, die sich langsam aber sicher zu einem Bürgerkrieg hochschaukelten, sahen sich die Vereinigten Staaten gezwungen, Militärberater nach Südvietnam zu entsenden. Zusammen mit anderen oppositionellen Gruppierungen gründeten die *Viet Minh* nun die *Nationale Front für die Befreiung Südvietnams (NFL)*, dessen militärischer Arm der *Vietcong* war.

Der Süden versuchte die Infiltration der Bevölkerung dadurch zu verhindern, dass er die Landbevölkerung in sogenannte „Wehrdörfer“ umsiedelte. Dies stieß allerdings auf wenig Gegenliebe, da dadurch die Bevölkerung aus ihrer gewohnten Umgebung herausgerissen wurde. Es kam dazu, dass gerade diese Wehrdörfer oft zum *Vietcong* überliefen. Durch die Umsiedlungspolitik und die Unfähigkeit der Südvietnamesischen Armee (ARVN), selbst



*Der Partisanenkrieg wurde von Guevara als Mittel der Wahl angesehen, um ein politisches Ziel zu erreichen, und dabei als Volkskrieg begriffen – als Massenkampf, an dessen Spitze der Partisan als Avantgarde seines Volkes steht, gestützt von der Bauern- und Arbeiterklasse hinter ihm.*



kleinere Gruppen des *Vietcongs* im Feld zu besiegen, stieg der Druck auf die USA, immer mehr Truppen nach Vietnam zu entsenden. Präsident Kennedy wollte zwar bis 1965 die US-Militärberater abziehen, doch das genaue Gegenteil war der Fall. Die Amerikaner sahen sich nun dem gleichen Problem wie einst die Franzosen gegenübergestellt: einem Feind, der jede offene Feldschlacht so lange wie möglich vermeidet, aus dem Hinterhalt angreift und das Land und seine Bevölkerung langsam aber sicher für sich gewinnt.

Durch den Ho-Chi-Minh-Pfad ständig mit Material und neuen Kräften aus dem Norden unterstützt und geschützt durch Rückzugsmöglichkeiten in den Dschungel oder in eigens angelegte Tunnelsysteme, um den *Search- and-Destroy*-Missionen der Amerikaner zu entgehen, griffen die Vietnamesen immer wieder Patrouillen oder Stützpunkte an. Selbst die Luftüberlegenheit der Amerikaner konnte mit der Lieferung neuester schultergestützter Flugabwehraketen vom Typ *Strela* effektiv bekämpft werden. Durch diese Art der Kriegsführung wurden immer mehr „GIs“ nach Vietnam beordert – trotzdem rückte ein militärischer Sieg von Jahr zu Jahr immer weiter in die Ferne, während der Unmut in den USA über den Krieg immer mehr zunahm. Schlussendlich entschieden sich die USA für eine „Vietnamisierung“ des Konfliktes, zogen kontinuierlich ihre Truppen ab und überließen der ARVN, selbst den *Vietcong*

zu schlagen. Die ARVN sah sich schnell in die Defensive gedrängt und verlor durch Korruption und Repressionen immer mehr den schon zuvor kaum vorhandenen Rückhalt.

#### Zurück zu Che Guevara

Beide Konflikte, der Zweite Weltkrieg wie der Vietnam-Krieg, sind Musterbeispiele für die durchaus schlacht- bis kriegsentscheidende Rolle, die dem Partisanen zukommen kann. In diese heroische Ära des Partisanentums fällt auch die Kampfzeit Che Guevaras. Seinen Blickpunkt hat er in seiner Schrift *Der Partisanenkrieg* veröffentlicht. Guevara sieht den Partisanenkampf als Art der Kriegsführung, die in der Geschichte immer wieder und unter verschiedensten Bedingungen zur Erreichung unterschiedlichster Ziele angewandt wurde. In den postkolonialen Kriegen in Asien, Afrika und Amerika sei der Partisan stets an vorderster Front gestanden, wenn es darum ging, die Macht zu erringen im Kampf gegen feudale, neokoloniale oder koloniale Ausbeutung.

Der Partisanenkrieg wurde von Guevara als Mittel der Wahl angesehen, um ein politisches Ziel zu erreichen, und dabei als Volkskrieg begriffen – als Massenkampf, an dessen Spitze der Partisan als Avantgarde seines Volkes steht, gestützt von der Bauern- und Arbeiterklasse hinter ihm.

# Rache für den toten Gott

Von Norbert Nemeth



Am 8. Oktober 1967 wurde Che Guevara in La Higuera, einem Dorf in den bolivianischen Anden, von Regierungstruppen gefangengenommen und tags darauf exekutiert. Maßgeblich beteiligt an dieser erfolgreichen Jagd war der bolivianische Geheimdienstoffizier Roberto Quintanilla Pereira. Guevaras Nachfolger als ELN-Anführer wurde Inti Peredo, einer der wenigen Überlebenden von La Higuera. Er erlitt am 9. September 1969 das gleiche Schicksal wie sein Idol: In La Paz gerät er in einen von Quintanilla Pereira gelegten Hinterhalt und wird von einem Maschinengewehrhaegel durchsiebt.

Beide Taten zeichnen sich durch die besondere Brutalität Pereiras aus. Besonders, dass er dem exekutierten Guevara die Hände amputieren ließ, sorgte für Empörung – und begründete den „Mythos Che“ maßgeblich mit. Auch vor dem Leichnam Inti Peredos posierte Quintanilla: mit einer rauchenden Zigarette in der Hand, die Asche auf den Toten kippend. Wovon allerdings kaum einer weiß, ist die Tatsache, dass beide, Guevara wie Peredo, gerächt wurden – und zwar von einer Frau, von einer auffallend attraktiven noch dazu: Monika Ertl.

Monika Ertl war die Tochter des Kameramannes Leni Riefenstahls, Hans Ertl. In jungen Jahren bereiste die vife Bayerin mit ihrem Vater die Welt, assistierte ihm beim Drehen von Dokumentarfilmen. Nach dem Krieg zog es die Familie nach Südamerika, wo Monika Ertl im Alter von einundzwanzig Jahren einen Diplom-Ingenieur für Verfahrenstechnik heiratet. Ihr Gatte ist Mitglied der Burschenschaft Araucania. Doch die Ehe scheidert bald, woraufhin die junge Frau nach und nach in das Milieu der ELN kippt.

Als Che Guevara 1967 stirbt, ist sie dreißig Jahre alt. Letztlich lässt sie sich 1968/69 scheiden und baut das Anwesen ihres Vaters zu einem ELN-Stützpunkt um. Dort lernt sie Inti Peredo kennen – und lieben. Als auch er durch die Hand Roberto Quintanilla Pereiras fällt, trifft diesen die Feme der übriggebliebenen ELN-Kämpfer. Monika Ertl entschließt sich zur Rache. Frei nach dem Kampfruf der Guerilleros „Sieg oder Tod!“ reist Imilla, wie ihr Kampfname lautet, 1971 nach Hamburg. Dorthin haben die Bolivianer Pereira, für den es in Bolivien endgültig „zu heiß“ geworden war, versetzt. Der Geheimdienstoffizier ist an der Elbe als Generalkonsul tätig.

In dieses Konsulat begibt sich Monika Ertl am 1. April 1971. Unter einem Vorwand wird sie zu ihm vorgelassen, spricht kurz mit dem Verhassten, dann schießt sie ihm dreimal in die Brust. Quintanilla ist sofort tot. Auch Monika Ertls Ende ist mit dieser Tat besiegelt. Obgleich es ihr gelingt, vom Tatort spurlos zu verschwinden, wird sie am 12. Mai 1973 von bolivianischen Sicherheitskräften in La Paz



*Ja, Du hast mich gelehrt, dass der Mensch Gott ist,  
und jener, der dort zu deiner Linken ist auf Golgatha –  
der üble Räuber – auch er ist ein Gott.*



erschossen. Jürgen Schreiber beschreibt in seinem sehr lesenswerten Buch *Sie starb wie Che Guevara – Die Geschichte der Monika Ertl* ihre schicksalhafte Tat wie folgt:

*„Guerilleros sind darauf geeicht, sich beim Schießen dem mechanischen Impuls zu überlassen. Sie ist eine Guerillera. Die Konditionierung hilft heute nicht gegen die Atemnot. (...) Die Leichtwaffe in der Tasche wiegt zentnerschwer. (...) Ein Mann, eine Frau. Er dunkel, sie hell. Beim Duell ohne Worte sehen sie bis auf*

*den Grund ihrer Augen. Sie sehen Che. Sie sehen seine Hinrichtung durch das Militär. (...) vielleicht realisiert er ein metallischen Klicken, das einmündet in den Schuss. (...) Drei Treffer bohren sich in seine rechte Brust, stanzen ein „V“ wie Victory in die Haut, als wolle die Frau ihn brandmarken.“*

Die Waffe für ihr Attentat, einen *Colt Cobra 38-Spezial* erhielt Monika Ertl übrigens vom italienischen Milliardär und Verleger Giangiacomo Feltrinelli. Der Sproß einer österreichisch-italienischen Industriellenfamilie war aus einer der reichsten Familien Italiens in das kommunistisch-terroristische Milieu gekippt. Er verunglückte schließlich am 14. März 1972 beim Versuch, in Mailand einen Hochspannungsmast zu sprengen.



Monika Ertl mit ihrem Vater bei Dreharbeiten zum Amazonas-Expeditionsfilm „Hito-Hito“

Was von Monika Ertl bleibt, ist ein Rowolth-Bändchen Nr. 1154 mit Guevaras Aufsätzen und Reden. Auf der ersten Seite befindet sich ein handschriftliches Gedicht, das Monika Ertl Che Guevara (dem sie persönlich nie begegnet ist) widmete: *„Ja, Du hast mich gelehrt, dass der Mensch Gott ist, und jener, der dort zu deiner Linken ist auf Golgatha – der üble Räuber – auch er ist ein Gott.“*

Der Räuber, der wie Gott ist – möglicherweise ist das der entscheidende Punkt in der ganzen Geschichte. Che Guevaras Leichenbilder ha-

ben eine unübersehbare Ähnlichkeit mit jenen des toten Jesus Christus, beziehungsweise wurde aus ihnen eine eigene linke Ikonographie geschaffen. Der Vorgang erinnert an das Bild Davids vom erdolchten Jean Paul Marat, das zur Pietà Michelangelo kongruent ist (wie im letzten *Attersee Report* ausgeführt wurde).

Demnach wäre das Wesen der Guerilleros nicht nur gewesen, zu Lebzeiten eine gottlose kommunistische Gesellschaft errichten zu wollen, sondern über den Tod hinaus darauf hinzuarbeiten. Wer eine solche Gesellschaft erkämpfen will, braucht zumindest einen Ersatzheiland. Guevara ist daher ein sehr gutes Beispiel für den – die Generationen übergreifenden – Charakter der permanenten Revolution.

# Götzendämmerung

Von Siegfried Waschnig



**G**ötzen reißen ihre Jünger in den Abgrund. Wer sie anbetet, dem versprechen sie Ruhm und Reichtum, doch bleibt zuletzt nur die Finsternis. Auch Ernesto „Che“ Guevara ist zum Götzen geworden. Seine Dämonen sind uns gegenwärtig wie eh und je.

Gleich welchem Ziel sie sich verschreiben, ähneln sich Utopisten und Totalitäre alle in ihrem Habitus. Die einen schreien nach der Klasse, die anderen träumen von der schrankenlosen Gesellschaft. Alle legen sie ihre Hoffnung in *die Zukunft*. Dort scheint es begraben, das große Ziel, die Lösung aller Probleme – und wartet nur darauf, gehoben zu werden.

Weil das Ideal *der Zukunft* in so weiter Ferne liegt, so viel an Interpretationsspielraum bereithält und nicht wirklich greifbar ist, ist es eine riesige Projektionsfläche, eine Leinwand der guten Hoffnungen. Die illusionären Versprechungen *der Zukunft* ziehen die Glücksritter an und halten in Wirklichkeit genauso wenig Hoffnung und Geborgenheit für sie bereit, wie das Fliegenfallenlicht den betrogenen Insekten Wärme spendet.

Je bunter und weiter die Hoffnung in *die Zukunft* projiziert wird, desto trister erscheinen Alltag und Gegenwart denjenigen, die sich ihnen nicht gewappnet fühlen. Und was gibt es Schöneres für hoffnungslose Existenzen, als dem „neuen Menschen“ Geburtshelfer zu sein, Hebammen der schönen neuen Welt? Auch Che Guevara wollte einen neuen Menschen, eine schönere und neuere Welt. Bei jeder Kugel, bei jeder Exekution, war er der Überzeugung, Gutes zu tun. Durch die rote Flamme sollte alles brennen, was nicht in das Konzept *der Zukunft* passte.

So scheint auch heute den besonders bunten Menschen eine chaotische Welt erstrebenswert. Noch brennt sie nicht, doch das Streichholz ist angelegt. Und wieder sind es fantastische Vorstellungen, wie die Welt zu sein habe, wieder sind es Aggressivität, Starrsinn und Skrupellosigkeit, mit der eine wärmere, eine gerechtere Welt geschaffen werden soll. Zuerst das Chaos, dann die Ordnung und nur der Blick nach vorne – in *die Zukunft*. Denn dort wird alles gut (gemacht).

Bei all dem In-die-Ferne-Schweifen wird sie nicht gesehen: die Gegenwart. Von den Utopisten und Totalitären wird sie nicht gemocht, ja, verabscheut. Gegenwart bedeutet immer ein Auseinandersetzen mit den Dingen, wie sie sind (und das kann auch schmerzhaft sein). Es bedeutet, sich zu beschäftigen mit den Herausforderungen des Tages. Es bedeutet, sich der Realität zu stellen. Doch die Arbeit mit der Realität bedeutet eben manchmal auch, sich mit kleineren, aber dafür realistischeren Schritten einem Ideal anzunähern. Gleichzeitig heißt das auch, alle, die in dieser Realität mit eingeschlossen sind, mitzunehmen auf den gewünschten Weg.

Das unterscheidet eine realistische Herangehensweise an Herausforderungen von einer utopistischen bzw. totalitären Betrachtung der Welt. Ernesto „Che“ Guevara ging ein in die dunkle Geschichte von Tod und Elend. Sein Werdegang zeigt, zu welchen Taten sich Menschen hinreißen lassen können, wenn sie sich an leere Versprechungen klammern. Che ist Geschichte – die Geister, die ihn riefen, gehen aber noch immer um in unserer Welt.